

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 85 (1981)
Heft: 1-2

Artikel: Im Anfang war das Wort
Autor: Ravicini, Lotti
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-318006>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Anfang war das Wort

Der brillante Stilist N. O. Scarpi sagt im reizvollen Essay «Sprachliches, Allzusprachliches» (Werner Classen Verlag, Zürich): «... Doch immer, wenn man sich mit der Sprache befasst, kommt man sich wie das von Rubens gemalte Kind vor, das mit einer Muschel das Meer ausschöpfen will. Das Kind wird zum Mann, der Mann zum Greis, noch immer schöpft er, doch die Muschel wird nicht grösser und das Meer nicht kleiner.»

Babel in der Familie

Kurz nach der Hochzeit erkennt Frau Barbara, was ihr vorher in bräutlicher Hochstimmung entgangen ist: Ihr junger Gatte und ihr alter Vater betrachten einander eher als Rivalen denn als Freunde. *Missverständnisse* sind häufig. Im Gespräch gebärdet sich ihr Vater rechthaberisch, der Gemahl aggressiv. (Und seit heute scheint das Zerwürfnis perfekt. Barbara ist wie vor den Kopf geschlagen – die beiden Männer, welche sie auf der Welt am meisten liebt, zerstritten!) Jung und optimistisch, beschliesst sie jedoch, ihr Herz in beide Hände zu nehmen und etwas gegen den unerfreulichen Zustand zu tun. In ihrem Kopf entstehen zwei kleine, abgerundete, zur Versöhnung aufrufende «Reden», eine an Papa, eine an den Eheliebsten. In bester Absicht besucht sie zuerst den Vater. Aber dort geschieht etwas völlig Unerwartetes. Er unterbricht sie schon bei den ersten Worten, und sein aufgestauter Zorn auf den Schwiegersohn ergießt sich über die Tochter. (Verwirrt, setzt sie noch einmal an, verhaspelt sich und verliert endlich ganz den Faden. Unverrichteter Dinge kehrt sie traurig heim.) Der Versuch mit dem Gemahl gelingt keineswegs besser – (je mehr sie erklärt, je besser sie zu argumentieren meint, desto weniger will er verstehen.) Sie erlebt die Ohnmacht der Worte, die babylonische Sprachverwirrung, welche nicht nur Menschen verschiedener Zungen trennt.

Das Kind

Diese Verwirrung ist ein Leid, an dem Barbara sich ein paar Jahre lang innerlich wund reibt. Dann bekommt sie ihr erstes ersehntes Kind, und dieses winzige Wesen vermag familiäre Unstimmigkeiten fast auszulöschen. Als Mutter muss Frau Barbara sich jetzt erneut mit dem *Sprachproblem* auseinandersetzen, aber diesmal auf höchst erfreuliche Weise. Sie beobachtet, wie ihr Büblein Laute nachahmt, sich jedoch die Bedeutungen selber aufbaut. Zunächst teilt es einem Wort eine individuelle Bedeutung zu: «Isch» (Fisch) heisst zum Beispiel nicht nur der Stofffisch, sondern so wird auch die Puppe genannt, ferner ein Kissen, ein Staublappen, (eine lebende und eine gestrickte Katze, eine Negerpuppe, ein Stofflöwe) – nicht aber der Plastikfisch! «Isch» ist also Bezeichnung für etwas *Weiches, Molliges*, mit dem man spielen und sich trösten kann. Später gleicht die individuelle Bedeutung sich allmählich der Bedeutung

an, welche die Erwachsenen dem Wort zuweisen. Das ist ein äusserst *schöpferischer* Vorgang, der in der Schule von der Spracherziehung weitergeführt wird und bei einem geistig regesamen Menschen nie aufhört. Ein Pädagoge erläutert Frau Barbara, dass man sprachlich ein *Werdender* bleibt bis ins hohe Alter.

Der Privatcharakter der Sprache

Der dynamische Vorgang dieses «Werdens» bringt es nun mit sich, dass die Bedeutungen, welche die Menschen ihren Worten geben, infolge abweichender Erfahrungen voneinander verschieden sind. Anders ausgedrückt: Ein einziger Satz kann von drei verschiedenen Personen auf mindestens drei Arten ausgelegt werden. Eindeutigkeit sollte bei wissenschaftlichen Begriffen da sein, auch bei Gesetzen und Verträgen muss man sich auf einen sozusagen vollständigen Deckungsbereich einigen können. Aber sonst sind zwei Sprachauffassungen gar nie bis in die letzten Verästelungen gleich. Die Sprache hat immer auch privaten Charakter. Sprachwissenschaftler nennen diese Vieldeutigkeit, Vielseitigkeit und Verschiedenheit «*Idiolekt*». Persönliche Gedankenverbindungen und gefühlsbetonte Nuancen, ja sogar das Geschlecht schaffen Barrieren: Nach Ansicht der Psychologen gibt es eine *Männer-* und eine *Frauensprache*. Das berühmte Wort «Liebe» verknüpft sich bei der Frau mit anderen Vorstellungen als beim Mann.

Die Zeit

Jedes Verstehen ist ein Übersetzen. Auch der Unterschied der Zeit erschwert die Verständigung, das heisst die Wechselwirkung von sprachlichem Geben und Nehmen. Nicht jedes Zeitalter begreift unter jedem Wort dasselbe. Zwar können wir handfeste, aus dem Dreissigjährigen Krieg in unserer Muttersprache überlieferte Texte noch erfassen, wir geniessen anmutige, im Rokoko zu Papier gebrachte Briefe, und realistisch-romantische Werke aus dem letzten Jahrhundert schätzen wir sehr. Doch uns selber der Ausdrucksweise der Vorfahren zu bedienen – das fällt schon erheblich schwerer! Wir sind ja nicht durch lebendigen Spracherwerb und Erfahrung in ihre Darstellungsweise hineingewachsen! Phantasiebegabte Schriftsteller wünschen manchmal, die Zeit im Geiste zu überwinden und sprachlich von einer Epoche in die andere zu springen. Sie unterziehen sich reichem Quellenstudium, sie bieten ihr ganzes *Einfühlungsvermögen* auf. Trotzdem gelingt das Wagnis selten ganz – es stört ein unechter altertümelnder Rest. Denn eigentlich vermag jeder nur so zu schreiben und zu reden, wie er *selber* ist.

Die Verkündigung

Sie sieht sich vor doppelten Schwierigkeiten: Die eine ist die Zeitgebundenheit, die andere der Privatcharakter der Sprache. Man redet heute überall davon, dass es gelte, die Sprache der Bibel in die *Sprache unserer Zeit* zu übertragen; denn manche Bilder seien für uns unverständlich geworden. Aber das ist nicht das alleinige Hindernis für einen Prediger. Da sitzen ja auch Zuhörer mit den verschiedensten Voraussetzungen, und für jeden steckt hinter den einzelnen Wörtern und Sätzen eine andere Welt, eine andere Erfahrung. Dem einen ist ein Wort hell und warm – zum Beispiel der Begriff «Vater»; der andere spürt nur die dunkle Seite. Jedes Wort hat auch einen Schatten. Manche Wortbedeutungen sind kaum auszuloten; denn sie tragen Empfindungen, Gefühle – ja theologisches

Denken von Jahrtausenden in sich. In guten Augenblicken fühlt man diese Tiefe. Einige Gebete und Lobpreisungen sind älter als die Kirche. Menschen in Not und Menschen im Glück, Heilige und Märtyrer haben sie gesprochen und bei jeder liebevollen Wiederholung den Sätzen Sinn hinzugefügt. Der Glanz uralter Worte erhebt und öffnet die Seele. Aber es kommt auch vor, dass diese sich – statt zu jubeln oder zu weinen – vor genau denselben Worten verschliesst. Sie erscheinen dann abgegriffen und verbraucht. Der Zugang ist verbaut, das Beten wird trocken und dürr. Seltsam und beunruhigend genug, dass zu solchem Zurückweichen eine «Kleinigkeit» – Kopfweh, Müdigkeit, Ärger, Stress oder Lärm – genügt. Und in der Abkapselung ist es nicht einmal mehr möglich, unbefangen zu lauschen.

Auf der Suche nach dem rechten Wort

Dichter schieben die Grenze des Sagbaren weit hinaus. Aber an uns andere rückt sie immer wieder heran – sehr schnell! Das Beste ist unsagbar oder wird falsch verstanden. Die Sprache widersetzt sich der genauen und unverfälschten Wiedergabe von Gedanken und Gefühlen mit Zähigkeit. Sie zeigt sich uns von ihrer *unheimlichen* Seite, indem sie verändert oder vergröbert, einer Wahrheit die Unschuld raubt, eine Harmonie zerstört. Vielleicht leben wegen diesem Unsagbaren so viele Eheleute jahrelang nebeneinander her, ohne noch zu wissen, was der Partner empfindet oder denkt. Vielleicht ist wegen dem Unsagbaren auch die Eheberatung häufig erfolglos: Wenn der Beratende nicht sehr behutsam Fragen stellt, zieht sich sein ohnehin schon verletztes Gegenüber in sich selbst zurück, und der Kummer wird sprachlos. Vielleicht misstraut man wegen dem Unsagbaren jenen Leuten, die sich mit grösster Redegewandtheit über Glaubensfragen äussern; halten sie am Ende den Glauben um Armeslänge von sich?

Und doch kann ein Wort eine schmale Brücke sein, die verbindet und zu Erlösung, Trost und Freude führt! Wie findet man es? Wie füllt man es aus? Kannte Maria das Geheimnis? «Maria aber behielt alle diese Worte und erwog sie in ihrem Herzen» (Luk. 2, 19). Solches Behalten und Erwägen bildet gewiss die Voraussetzung für jeglichen Umgang mit Worten und Wörtern. (Die Weisheit Mariens ist – sehr viel spielerischer – auch im Vorwort zu einer älteren «Sprachlehre» angedeutet:)

Und im Herzen neu geboren,
eingebettet mild,
ging kein einziges Wort verloren,
jedes ward ein Bild.

Das rechte Wort hat offenbar mit *Wahrhaftigkeit* zu tun. Und die Suche nach dem rechten Wort – das kann sein wie ein Gebet! Von Wörtern und Worten aber führt eine direkte Linie zu jener Kraft, über die geschrieben steht: «Im Anfang war das Wort ...» (Joh. 1, 1).

Lotti Ravicini